

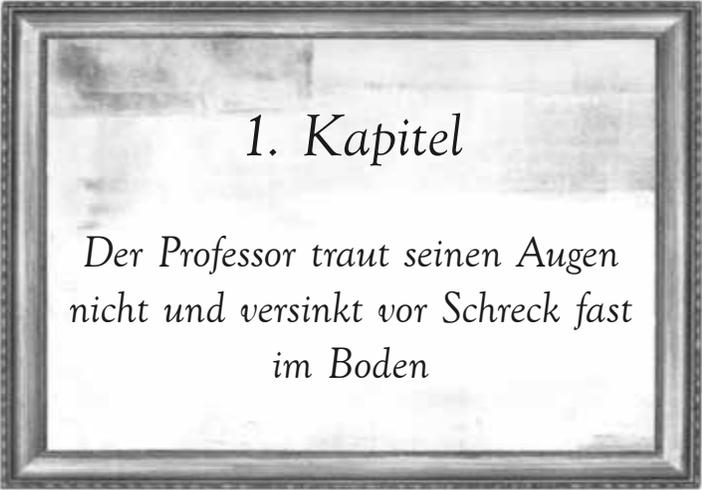
Manuela von Perfall

Als der
Dackel
aus dem
Gemälde
verschwand

Mit Illustrationen von Bettina Lawrenz

Thienemann

Für Emma

A rectangular frame with a dark, textured border. Inside the frame, the text is centered and written in a serif font. The background of the frame is a light, mottled grey.

1. Kapitel

*Der Professor traut seinen Augen
nicht und versinkt vor Schreck fast
im Boden*

Warum hatte Professor Ambrosius Mielke ausgerechnet an diesem Freitagmorgen nicht wie üblich als Erstes einen Rundgang durch sein Museum gemacht, sondern sich gleich an den Schreibtisch gesetzt? Er wusste es nicht. Es gab keinen Grund dafür. Und trotzdem veränderte dieses winzige Versäumnis sein Leben.

Doch davon ahnte der Museumsdirektor noch nichts, als es gegen neun Uhr dreißig an die Tür seines bescheidenen Büros klopf-

te. Fröhlich rief er »Herein« und nahm die Brille von der Nase. Im Türrahmen stand Frau Magdalena Maier, Lehrerin der dritten Klasse der nahe gelegenen Grundschule, und zeigte mit ihrem knotigen Finger auf ihn. Hinter ihr steckten zwei Polizisten in Uniform die Köpfe ins Zimmer und schauten grimmig.

»Das ist Ambrosius Mielke!« Frau Maiers Stimme war schriller denn je und hätte Tote aufgeweckt, wären welche im Raum gewesen. Nicht umsonst wurde sie von ihren Schülern »die Pfeife« genannt.

»Ja, das bin ich«, stimmte Professor Ambrosius freundlich zu. »Gibt es daran irgendwelche Zweifel?«

Einer der beiden Uniformierten drängte sich an der Lehrerin vorbei und zeigte einen Dienstausweis. »Waren Sie heute Morgen in den Ausstellungsräumen?«

»Nein, ausnahmsweise nicht.« Der Professor schüttelte den Kopf. »Warum wollen Sie das wissen?«

Magdalena Maier schnaubte verächtlich. »Er lügt. Er geht seit zehn Jahren jeden Morgen um Punkt Viertel nach sieben durch das Museum.«

Der Beamte hob die Augenbrauen und sah den Professor fragend an.

»Ja, das habe ich Frau Maiers Schülern oft erzählt. Und es stimmt ja auch. Jeden Morgen sehe ich, bevor das Museum öffnet, nach dem Rechten. Ich sage den Gemälden sozusagen Guten Morgen. Aber heute ... Heute hatte ich irgendwie keine Lust dazu. Ist das verboten? Sagen Sie mir doch endlich, was das Problem ist.«

»Als ob Sie das nicht wüssten!« Magdalena Maiers Stimme überschlug sich. Sie stemmte die Hände in die Hüften und

verteidigte so ihre Position im Türrahmen.

»Was habe ich Ihnen eigentlich getan, dass Sie mich so anschreien?« Professor Ambrosius schüttelte verständnislos den Kopf.

»Mir? Der ganzen Stadt, der gesamten Welt, ja dem unendlichen Universum haben Sie etwas angetan. Etwas, das nie wiedergutzumachen sein wird.« Sie schniefte und wischte wie in tiefer Trauer eine imaginäre Träne von ihrer Wange.

»Wir werden nun den Tatort gemeinsam mit dem Verdächtigen besichtigen«, beschwichtigte sie der Beamte. »Bitte kehren Sie mit Ihrer Klasse zurück zur Schule und halten dort den Kunstunterricht ab.« Mit einer Handbewegung forderte er Ambrosius auf, ihm zu folgen. »Wir legen Ihnen vorerst keine Handschellen an. Aber

versuchen Sie nicht zu fliehen. Wir sind bewaffnet.«

Ein langer, schmaler Gang führte von Professor Mielkes Büro ins Museum. Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, dass ein weiterer Polizist den Eingang bewachte, vor dem sich Frau Maiers Schüler drängten. Ihr aufgeregtes Geplapper verfolgte ihn wie eine Horde galoppierender Stiere in den ersten Ausstellungsraum. Dort hingen die »alten Meister«, Bilder des 14. bis 18. Jahrhunderts, und der Museumsdirektor bemerkte, dass das Licht nicht wie frühmorgens auf das Hauptwerk der Sammlung fiel, sondern auf ein kleines Stilleben mit einem toten Fasan und verwelkten Blumen. Das Hauptwerk lag im Halbschatten, und erst als der Professor ganz nah heranging, sah er es. Oder

besser gesagt, er sah es nicht. In Albrecht Dürers berühmtem Aquarell »Feldhase« fehlte der Feldhase. Nur noch die rehbraun-weißliche Grundierung war übrig, und dort, wo der Hase seit über 500 Jahren mit gespitzten Ohren gehockt hatte, herrschte gähnende Leere.

»Haben Sie das Tier aus dem Bild gewischt? Das geht laut Frau Maier ganz leicht mit einem feuchten Lappen«, bemerkte der Beamte und legte seine Hand schwer auf Professor Mielkes Schulter. »Sie müssen sich nicht selbst belasten. Aber ein



Geständnis würde uns Zeit und Mühe sparen.«

»Nein, um Gottes willen, das ist das lebendigste Bild der Kunstgeschichte, das muss ein Frevler, ein wahnsinniger Hasenhasser getan haben.« Der sowieso schon kleine und blasse Professor schien beweisen zu wollen, dass ein Mensch innerhalb von Sekunden schrumpfen und gänzlich die Farbe verlieren konnte.

Der Polizist nahm zur Sicherheit die Hand von Mielkes Schulter. Er wollte nicht dafür verantwortlich gemacht werden, dass dieser völlig im Boden versank. Während der zweite Beamte jedes Wort mitschrieb, kamen sie in den nächsten Ausstellungssaal. Dort bot sich ein ebenso verheerendes Bild.

Prinz Baltasar Carlos, 1634 von Diego Velázquez als Reiter porträtiert, war das

Pferd abhandengekommen, das »Mädchen mit Hund spielend« von Jean-Honoré Fragonard lag ganz allein im Bett, auf einem Gemälde Alexander Koes-ters fehlten die Enten am Seeufer, und auf Franz Marcs Tigerstudie war nur der bunte Dschungel übrig geblieben.

So ging es weiter, und von Raum zu Raum wurde es schlimmer. Max Beckmanns Ehefrau Quappi saß ohne Papagei auf dem Sofa, auf der »Fingermalerei Adler« von Georg Baselitz fehlte der Adler. Auf Marc Chagalls »Der grüne Esel« waren nur noch zwei Bauern zu sehen, der berühmte »Elefant mit Giraffenbeinen« von Salvador Dalí existierte nicht mehr.

Von der historischen Ritterburg im dritten Stock waren nur ein paar Felsbrocken und ein Turm übrig geblieben und dort,

wo einst der Eingang gewesen war, lag ein großer Klecks Vogeldreck.

Der Professor schüttelte fassungslos den Kopf. »Wie ist denn ein Vogel hier hereingekommen?«

Er zog ein Taschentuch heraus, um den Dreck abzuwischen, doch der Polizist riss ihn unsanft zurück.

»Finger weg«, befahl er, »hier werden keine Spuren verwischt!«

Und schließlich kam eine weitere Katastrophe: Auf Pablo Picassos Meisterwerk »Las Meninas« war weit und breit keine Spur seines Dackels Lump mehr zu entdecken, auch wenn man noch solange unter all den wilden Formen und Farben suchte.

Der Professor glich inzwischen einem Häufchen Elend. Seine Knie zitterten unkontrolliert und auf der Stirn glänzten Schweißtropfen. Immer wieder putz-

te er seine Brille in der Hoffnung, seinen Augen nicht trauen zu können.

Doch Fakt war: In der bedeutenden Sammlung des Museums waren alle Tiere aus den Gemälden verschwunden.



2. Kapitel

*Max hört auf seinen Hund und
ein Polizist wird an der Nase
herumgeführt*

Max Mielke, der elfjährige Sohn des Museumsdirektors, lag an jenem denkwürdigen Vormittag mit einer fiebrigen Erkältung im Bett. Er war allein im Haus, seine Mutter Anna war nach einigem Hin und Her – Orangen auspressen, Ingwertee kochen, Händchen halten, Gesicht in Sorgenfalten legen, Bettdecke aufschütteln, Arzt anrufen – widerstrebend für zwei Stunden zur Arbeit gegangen. Seine Mutter neigte zu Übertreibungen, fand Max. Vielleicht

schaute sie als Biochemikerin auch einfach zu oft und zu tief ins Vergrößerungsglas und sah in jeder hustenden Mücke einen schwer kranken Elefanten. Auf jeden Fall war er froh, dass sie sich eine Weile mit ihren Experimenten beschäftigte und er endlich seine Ruhe hatte.

Max schloss die Augen und zog die Decke bis an die Nasenspitze. Sofort war er im Reich der Fieberträume angekommen.

Gerade als er auf einer wackeligen Brücke über eine tiefe Schlucht balancierte und bunte Papageien verscheuchte, die um seinen Kopf herumflogen, also gerade als seine Traumreise interessant zu werden versprach, bellte es an der Tür. Es bellte sozusagen Sturm. Unwillig kroch Max aus dem Bett, um den Familienhund zu beruhigen.



»Ich bin krank, ich kann nicht mit dir spazieren gehen.« Max streichelte der großen Windhündin über den Kopf. »Na los, Nasti, komm mit ins Bett.«

Die Hündin rührte sich nicht von der Stelle und starrte Max mit ihren dunklen Augen an. Sie bellte nur noch ganz leise, und ab und zu winselte sie herzerwei-

chend. Ob es am Fieber lag? Oder daran, dass Max gerade ein Buch über die Sprache der Hunde gelesen hatte? Er traute seinen Ohren nicht und kniff sich kurz und heftig in den Oberschenkel. Statt sich mit *Wau Wau, Winsel, Jaul* und *Knurr* verständlich zu machen, sprach Nasti plötzlich in ganzen Sätzen und er konnte jeden Laut der Hündin in die Menschensprache übersetzen.

»Wie bitte? Die Pfeife hat die Polizei gerufen? Die Tiere aus dem Museum sind weg? Red keinen Quatsch.«

Die Hündin knurrte. Ihre Nackenhaare sträubten sich und ein leichtes Zittern durchzuckte ihr Fell.

»Was? Papa ist im Gefängnis?«

Nasti, mit vollem Namen Anastasia und eine direkte Nachkommin aus edlem rus-

sischen Barsoi-Adel, legte eine Pfote auf Max' Knie und stupste ihn mit der Nase an.

»Ich soll mich anziehen und mitkommen? Und den Zweitschlüssel zum Museum aus der Schreibtischschublade klauen? Ich hab Fieber. Mama flippt aus, wenn sie das merkt. Du kennst sie doch.«

Nasti stellte sich auf die Hinterbeine und schleckte Max mit der Zunge übers Gesicht. Wenn sie sich aufrichtete, war sie genauso groß wie er.

»Okay. Ich lass dich ins Museum. Aber wehe, du verpetzt mich.«

Nasti zog die Lefzen hoch. Es sah aus, als lächelte sie.

Das Museum lag nicht weit entfernt. Wenn man keine Kaffeepause beim Bäcker an der Ecke machte, war es in etwa fünfzehn

Minuten zu Fuß zu erreichen. Max und Nasti kannten den Weg in- und auswendig. Fast täglich begleitete die Hündin den Professor morgens auf dem Weg zur Arbeit und kam – nach einem kleinen Abstecher bei besagtem Bäcker und seinen Butterbrezeln vom Vortag – von allein zurück nach Hause. Und ebenso oft besuchte Max seinen Vater im Museum. Nicht, weil ihn die Bilder besonders interessierten, die überall an den Wänden hingen. Sondern weil es im dritten Stock eine historische Ritterburg gab, die er zwar nicht anfassen durfte, unter deren Türmen sich aber – wenn man lange genug hinschaute – die unglaublichs-ten Abenteuer abspielten.

Heute war jedoch keine Zeit für kleine Abstecher und Gedankenspiele. Nasti zog an der Leine, als sei der wahrhaftige Teufel hinter ihr her, tatsächlich war es aber

nur ein zotteliger, schwarzgrauer Mischlingshund, der ihnen in einiger Entfernung folgte.

Das Eingangstor zum Museum wurde von einem Polizisten bewacht. In seinem Gürtel steckten eine Pistole und ein Schlagstock, die daneben baumelnden Handschellen klirrten leise, während er vor dem Tor auf- und abmarschierte. Der Mann hatte schlechte Laune, das spürte Max schon aus zwanzig Meter Entfernung. Vielleicht war ihm die Uniform zu eng, vielleicht wollte er lieber mit seiner Freundin ein Eis essen gehen, als in der prallen Sonne seinen langweiligen Dienst versehen.

»Was macht der hier?«, murmelte Max ratlos.

Nasti kratzte sich am Ohr. Sie kannte Polizisten nur vom Räuber und Gendarm-

spielen. »Ich muss da irgendwie reinkommen«, knurrte sie leise, »lass dir was einfallen!«

»Okay, ich hab eine Idee«, flüsterte Max zurück. Plötzlich fühlte er sich ein bisschen schwach, fast wäre er in Ohnmacht gefallen. Mit sterbender Stimme bat er den Polizisten um ein Glas Wasser. Wer konnte einem elfjährigen, hustenden Jungen mit glasigen Augen, der völlig außer Atem war, so einen kleinen Gefallen abschlagen?

Dieser Beamte konnte es jedenfalls nicht. »Du gehörs ins Bett. Du hast Fieber. Aber ausnahmsweise hole ich dir ein Glas Wasser. Auch wenn das gegen die Vorschriften ist«, sagte er, verschwand im Museum und versperrte die Tür hinter sich. Schnell holte Max den Zweitschlüssel aus der Hosentasche und steckte ihn

ins Schloss. Geräuschlos schlich Nasti ins Innere. Und ehe Max wieder zuschließen konnte, hatte sich auch der schwarzgraue Mischlingshund durch den schmalen Türspalt gezwängt.

Wenig später trank Max einen großen Schluck Wasser und sah den Polizisten freundlich an. »Danke. Jetzt geht's mir gleich besser. Was ist denn los? Warum stehen Sie vor der Tür und lassen keinen rein?«

»Das geht dich nichts an«, antwortete der Polizist unwirsch. »Hattest du nicht eben noch einen Hund dabei?« Er sah sich suchend um.

»Ich? Einen Hund?« Auch Max sah sich suchend um.

»Komisch, ich hätte schwören können, so einen schmalen großen Hund an deiner Seite gesehen zu haben.«

»Vielleicht haben Sie auch Fieber?«, vermutete Max frech. »Oder einen Sonnenstich?«